

Die Gemeinde der Gemeinde.

Gemeindepädagogik als Katalysator theonomer gesellschaftlicher Bildungsprozesse¹

„Von seinem Ursprung her gehören erneuernder Reformwille und Abgrenzung gegen Missbräuche zum Wesen des Protestantismus. Insofern überwiegt hier das *kritische, polemische* Element.“²

Sehr geehrte Damen und Herren, der praktische Theologe Gert Hartmann sagte 1996: „Schon der Begriff Gemeinde wirkt wie eine Droge: er vernebelt das Gehirn und vergiftet die Seele.“ Dies wird durch die Kombination mit dem Begriff „Pädagogik“ nicht viel besser. Auch dieser Begriff löst oft unberechenbare Nebenwirkungen aus. „Gemeindepädagogik“ ist ein anfechtbarer Begriff. Das ist ein gutes Zeichen. Es ist angemessen und muss so sein, dass die Bezeichnung „Gemeindepädagogik“ eine „Begriffslegierung“, eine „Frageperspektive“, und ein „heuristischer Suchbegriff“ ist (Roland Degen), ein „Container-Begriff“ (Karl Foitzik), ein „Programmwort“ für eine „reale Utopie“, (Henning Schröer), ein „Provisorium“ (Dietrich Zilleßen). Wir werden theologisch arbeiten müssen, um aus dieser Anfechtung Profit zu ziehen.

Statt eines Vorwortes

Es gilt anzuküpfen an

- Paul Drews, der 1898 laut einer Zusammenfassung durch Bernard Suin de Boutemard analysierte: „Drews betrachtete evangelische Kirchenkunde, religiöse Volkskunde und Religionspsychologie als eine notwendige Aufgabe der Praktischen Theologie. Nur so könne sie ‚das thatsächliche, empirische religiöse Leben‘ erfassen. Die Anregung, Kirchenkunde als ein wissenschaftliches Fach der religiösen Volkskunde zu begründen, ergab sich für Drews von daher, dass die theologische Ausbildung den angehenden Pfarrern zwar die dogmatische Lehre der Kirche vermitteln, aber überhaupt keinen Einblick in die empirische Kirche und die tatsächliche religiöse Lebenswelt geben würde. Die dogmatische Aussage zur Kirchenlehre werde weder mit der empirischen und der geschichtlich gewordenen Kirche, noch mit einer ‚wirklichen Kenntnis des gegenwärtigen religiösen Lebens innerhalb und außerhalb der Landeskirchen‘ in Verbindung gebracht.“³

- Friedrich Niebergall, der 1918 in seiner Praktischen Theologie festhält: „Es kommt weniger darauf an, dass die schon christlichen Glieder der Gemeinde auf die andern wirken, sondern, dass der Gedanke der Gemeindepädagogie herrsche, der darauf hinausläuft, einmal voll Vertrauens allerlei Menschen, die guten Willens sind, zur Arbeit an ihren Brüdern zu führen, um sie dann auch dadurch zu Christus zu bringen.“⁴ Wer mitarbeiten möchte, „arbeite in der Welt“⁵, nicht in der Kirche.

- die Kirchenreformbewegung von Berneuchen, die 1926 festhielt:
„Die lebendige Gemeinde war und ist ein kaum zu ertragender Fremdkörper innerhalb der evangelischen Kirche!“ (Das Berneuchener Buch⁶)

¹ Antrittsvorlesung von Prof. Bernd Beuscher am 15. April 2010.

² H. Fischer, Artikel „Protestantismus I“, in: TRE, Band XXVII, Berlin 1997, 544.

³ B. S. de Boutemard, Sozialer Wandel und Professionalisierung der Gemeindepädagogik, in: IJPT 1 (1999) 15/16.

⁴ F. Niebergall, Praktische Theologie, 2 Bände, Tübingen 1918/1919, I/487.

⁵ Ebd. I/272.

⁶ Das Berneuchener Buch. Vom Anspruch des Evangeliums auf die Kirchen der Reformation, Hamburg 1926 - Neuausgabe: Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt 1978, 54; im Folgenden zitiert mit BB.

- Karl Barth, der als Annonce solidarischer Kooperation von Menschen, „die im Dienst gemeinsamer Aufgaben in einem gemeinen Wesen zusammengefasst sind“, 1946 nach den bitteren Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus unter der Überschrift „Christengemeinde und Bürgergemeinde“⁷ das Verhältnis von Kirche und Staat grundsätzlich reflektierte. In diesem Aufsatz war kirchenselbstkritisch von „christlichen Schrullen“ die Rede, von bloßer „Restauration“, und es fällt der Satz „die Botschaft der Christengemeinde kann verblöden“. Das ist hoch aktuell.

- Friedrich Wilhelm Bergheer, der 1974 an die EFH Bochum kam. Bergheer sah Gemeindepädagogik schwerpunktmäßig als kirchliches Bildungsreformprogramm. Dabei war ihm der enge Zusammenhang von Christengemeinde und Wohnortgemeinde, von Gemeindepädagogik und Gemeinwesenarbeit wichtig - mit Herz und Verstand für die Kirchengemeindefernen.

- An José Comblin, der 1987 festhielt: „Jede christliche Gemeinde ist eine unlösbare Aufgabe. Sie ist nicht verbucht unter den wirtschaftlichen, politischen oder sozialen Kräften der Welt. Statistisch ist sie höchst unbedeutend ... Der überwiegende Teil lebt noch on pfarrgemeindlichen Schutzräumen, und diese sind eher die Reste der alten Christenheit als die Anfänge eines neuen, inmitten der Welt von heute gewonnenen Volkes.“⁸

- Wolf-Eckehart Failing. Failing sah 1989 „Gemeindepädagogik am Anfang ihrer Selbstklärung“ und engagierte sich in einer Ringvorlesung an der EFH Darmstadt gegen eine „Funktionalisierung von Erziehung im institutionszentrierten Interesse“: „Zu suchen ist für die Gemeindepädagogik ein theologischer Ansatz, der die Einheit von Glauben und Leben, von sozialem Lernen und religiösem Lernen, von Spiritualität und politischer Verantwortung, von örtlicher und weltweiter Gemeinde hinreichend zu begründen weiß. Subjekt – Gemeinde – universales Reich Gottes sind als spannungsreiche Bezugsgrößen gemeindepädagogischen Handelns zu durchdenken und durchzuhalten ... Gemeindepädagogen/ginnen dürfen die Kirche nicht von der Aufgabe entlasten, selber eine Lerngemeinschaft zu sein ... eine solche Kirche ist nicht der stabile Ort für unruhige Wanderer, sondern selbst als wanderndes Gottesvolk unterwegs“⁹

- Henning Schröder, der 1998 erklärte: „Wenn Gemeinde manchmal gespenstisch wirkt, dann ist das nur ein Zeichen dafür, dass der Geist nicht im Abo kommt und auch außerhalb der Kirche sein gutes Wesen treibt.“¹⁰

- Bernard Suin de Boutemard, der 1999 erinnerte: „Es ist der protestantische Laie, der in der profanen Welt unter den Bedingungen der Aufklärung und Moderne arbeitet. Für ihn macht es keinen Sinn, theologisch richtige Sätze zu formulieren und Glaubenswahrheiten zu konstatieren, die folgenlos sind. Wenn er religiös authentisch leben und reden will, dann muss für ihn eine ‚performative Konfessionalität‘ an die Stelle einer konstatierenden treten.“¹¹

⁷ K. Barth, Christengemeinde und Bürgergemeinde, Bielefeld 1946.

⁸ J. Comblin, Das Bild des Menschen, Düsseldorf 1987, 31, 35.

⁹ W.-E. Failing, Gemeindepädagogik am Anfang ihrer Selbstklärung. Nachzeichnung einer Verengungsgefahr und Hinweise für die Aufgabenstellungen der Weiterarbeit, in: F. Barth (Hg.), Gemeindepädagogik im Widerstreit der Meinungen. Ringvorlesung der EFH Darmstadt im SS 1989, Schritte Nr. 2 1989, Darmstadt 1989, 200-257, 233, 235, 238.

¹⁰

¹¹ B. S. de Boutemard, Sozialer Wandel und Professionalisierung der Gemeindepädagogik, in: IJPT 1 (1999) 12.

- die EKD-Denkschrift „Maße des Menschlichen“ aus dem Jahre 2003, wo es hieß: „Die Kirche ist kein abstraktes, distanziertes Gegenüber, sondern ein konkreter, lebendiger Teil der Gesellschaft. Ihre Glieder sind als Bürger des Gemeinwesens und Teilnehmer an allen binnengesellschaftlichen Prozessen von den Veränderungen mit betroffen ... Ihre Mitglieder tragen als Erzieherinnen und Erzieher, Lehrer und Lehrerinnen, Schulverwaltungsbeamte und Bildungspolitiker, wissenschaftliche Pädagogen und Theologen in allen Sparten öffentliche Mitverantwortung.“¹²

1. Zur Performance der Gemeinde zwischen Marketing und Martyria

In den christlichen Traditionen und theologischen Diskursen ist viel von einem Wo der Christengemeinde die Rede, was wohl an Matthäus 18,20 als Hauptreferenz liegt. Dort heißt es „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen“. Dieses „Wo“ fördert ein irgendwie feststellendes, z.B. ein pfarrbezirkliches, ein milieu-, jargon- oder labelfixiertes Wo-Missverständnis von Erkennbarkeit nach dem Motto: „Am Türschild, am Kirchturm, am Jargon, am Etikett, am Lippenbekenntnis, an der Nettigkeit, an der Kirchlichkeit sollt ihr sie erkennen!“ Das sähe dann z.B. so aus:

Szene 1:

Jemanden vereinnahmen:

„Kirche“ kümmert sich ausgewiesen,
mit viel Worten und gestenreichen
Beteuerungen

1979 kreierte Nutella den vielfach kopierten Werbeslogan „Nur wo Nutella draufsteht, ist auch Nutella drin.“ Was für Nutella gilt, gilt jedoch nicht für die Christengemeinde. Für sie gilt eine ausdrückliche Warnung vor Labelgläubigkeit. Viele rufen „Herr! Herr!“, das beweist gar nichts (Mt 7,21). Das Versammeltsein „in meinem Namen“ bedeutet nicht, dass es darauf ankommt, dass „Jesus“ am Türschild oder Revers steht. „In meinem Namen“ meint nicht „mit klerikaler Floskel“ oder „unter Lippenbekenntnis“. Was bedeutet „in meinem Namen“? Im Tempel zu sein? Den richtigen Stallgeruch zu haben? Eine Angewohnheit? Establishment („kulturelles Erbe“)? „Werte!“?

Sicher, man kann, darf und soll der Option auf die Gegenwart Gottes auch einen Namen, eine Marke geben. Das gehört zum Marketing. Marketing, Ekklesiologie und Pneumatologie sind jedoch zu unterscheiden. Gelungene Christengemeinde hängt nicht zuletzt von einer Feinabstimmung zwischen Theonomie und Marketing ab. Hier wäre von der Kunst der Kunst zu lernen. Das Wo Gottes ist jedenfalls nach christlichem Verständnis keine Ortsangabe, keine Duftnote oder klerikales Idiom, sondern Begegnungsmoment, eine soziale, diakonische Qualität, eine Beziehungsqualität. Entsprechend definiert sich Christengemeinde nicht durch Ort, Milieu oder Etikett, sondern durch eine soziale Qualität, eine Beziehungsqualität. Der Aspekt von Wohnlichkeit und ästhetischer Gestaltung (vom Nomadenzelt bis zur Kathedrale) gehört dazu. Aber zur Not reicht das unsichtbare Zelt, das sich spannt, wenn einer dem anderen beisteht, was z.B. so aussehen könnte:

Szene 2 (mehrfach wiederholen):

Einer ist alleine.

Ein anderer stellt sich zu ihm.

Ein anderer steht ihm bei.

Ein anderer steht zu ihm.

¹² EKD-Denkschrift „Maße des Menschlichen“, Gütersloh 2003, 54/55.

Ein anderer gibt Beistand.

Ziemlich minimalistisch, nicht? Manch einer bekommt hier „die Krise der Deutlichkeit“, wie die Kollegin Susanne Wolf-Withöft es ausgedrückt hat. Wir haben mit dieser Szene kürzlich auch auf der Messe gearbeitet – wohlgemerkt nicht im Rahmen einer Kirchenmesse, sondern auf der profanen Bildungskonsummesse Didacta. Die Zuschauer bekamen Gelegenheit, die Szene zu modifizieren. Eine Frau meinte, die Szene wäre sehr schön, aber irgendwie fehle dabei noch der zündende Funke. „Ja bitte“ machten wir die Türe auf, „nur zu: was soll anders sein, was ergänzt werden, damit sie zufrieden sind?“ Sie wurde nachdenklich. Sie war zu schlau, um jetzt ein Schild oder erklärende Beteuerungsworte zu empfehlen. Ihr war klar: all unser Schreien „Nicht ich, sondern Gott!“ würde nur alle Aufmerksamkeit auf uns lenken statt auf Gott (so der junge Hans Urs von Balthasar in einem vorwurfsvollen Brief an die Adresse Karl Barths). So jedoch war die Szene für den Geschmack der Frau zu verwechselbar, zu uneindeutig. Ihr fehlte „irgendwie der zündende Funke“. Ihr war in diesem Moment selbst nicht bewusst, dass sie damit genau danach fragte, was in theologischer Fachsprache ausgedrückt die Frage nach dem qualifizierenden Heiligen Geist ist.

Meines Erachtens liegt sie damit goldrichtig. Nur: wie soll dies in der Performance der Gemeinde deutlich sichtbar zum Ausdruck kommen? Die Malerei hat sich dazu züngelnder Flammen bedient, die über den begeisterten Häuptern schwebten. Sollen wir uns Haarreifen mit Pappflämmchen auf den Kopf setzen? Nietzsche meinte, wir müssten erlöster gucken. Das kann auf Dauer aggressiv und fertig machen – sich selbst und andere.

Von einem anderen Zuschauer wurde dann auch prompt vorgeschlagen, den eigenen Elan, die eigene Begeisterung mit dem Heiligen Geist zu verwechseln. „Der Darsteller guckt viel zu ernst. Er soll sich mal richtig in die Mitte stellen und allem, was auf ihn zukommt, freudig entgegenstrahlen.“ An der Freudigkeit sollt ihr sie erkennen? Jesus Christ Sunnyboy – wir kennen diese Mitarbeiter, deren Strahlen etwas Unerbittliches, Maskenhaftes haben und die nach fünf Jahren Glaubenskrampf ausgestrahlt haben.

Im „8. Leuchtfeuer“ der Kirchenreformerschrift „Kirche der Freiheit“ heißt es, dass „das helfende Handeln in sich selbst keinen Hinweis enthält auf die Motivation, die ihm zu Grunde liegt“¹³. Ich bin mir da nicht sicher. Trotz deutlicher Hinweisschilder in der ersten Szene würde ich jedenfalls der zweiten Szene Kredit geben. Es geht nicht ohne Hinweisschilder. Doch sie müssen um Gottes Willen dezent und smart sein. (Liebe Gemeindepädagogen: dies ist ein in der evangelischen Kirche noch völlig brach liegender Markt.) Es gibt Hinweise, die in ihrer Größe und Lautstärke kontraproduktiv sind. Wir alle kennen diese prolligen „Gucci-“ oder „Versace-T-Shirts“, die ein großer Image-Schaden für diese Konzerne sind. Besser würde mir schon gefallen „Leistung aus Leidenschaft“, „Aus Überzeugung gut“ oder „Mehr als Sie glauben“. Das Problem: damit werben auch Autohersteller und Lebensmittelketten. Also doch klerikal labeln? „Evangelische Fachhochschule“ ist okay. „Christ“ ist okay. Was mich anfißt, ist die Inflation: Christ; gläubiger Christ; echter gläubiger Christ; bekehrter echter gläubiger Christ; wiedergeborener, bekehrter, echter, gläubiger Christ; bibeltreuer, wiedergeborener, bekehrter, echter, gläubiger Christ; praktizierender, bibeltreuer, wiedergeborener, bekehrter, echter, gläubiger Christ ...

Es gibt inzwischen einen großen Markt, der auf alles, was es profan schon gibt, „Jesus“ draufklebt und dann teurer verkauft. Speichersticks, Wundpflaster, Kugelschreiber mit „Jesus“. Im Rhein-Ruhr-Zentrum gibt es einen Laden (Lindbergh), da können Sie für 22 Euro

¹³ Kirche der Freiheit. Perspektiven im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006, 82 („8. Leuchtfeuer“); damit folgt sie der Logik des Nutella-Marketings, wonach gilt „Nur wo Nutella drauf steht, ist auch Nutella drin“. Früchte jedoch – auch die Früchte des Evangeliums – schmecken unabhängig von Labeln erst einmal für sich. Nicht für Gott, sondern für die Promotion der Marke ist das Label nötig und wichtig. Es geht also um unternehmerische Gründe („institutionelle Eigeninteressen“, ebd.). Diese werden dort jedoch als gefährlich beschrieben.

ein Schminkset kaufen mit dem Label „Mach dich schön für Jesus“ Ein schönes Konfirmationsgeschenk, oder? ... Schilder und Etiketten können trügen. Wer sich auf Hinweisschilder verlässt, ist bald von guten Geistern verlassen.

Besondere Qualität – vor allem in immateriellen Dingen - erkennt man nicht immer auf den ersten Blick. Ich komme auf die Profil- und Propriumsfrage noch ausführlich zurück.

Die Performance theonomer Gemeindepädagogik qualifiziert sich nicht durch das Wo von sakralen Lokalen oder klerikalen Schlüsselreizen, sondern durch genossenes und gewährtes Ansehen. Gemeinde ist Ansichtssache. Dieses Subjektive ist das einzige Objektive des Glaubens: Man sieht es ihnen an, dass sie Ansehen genießen. Menschen, die Ansehen genießen, sehen sich selbst und den anderen anders an. Auch die profane Welt wird mit anderen Augen angeschaut als bisher. Profanes, Verwechselbares, Unsichtbares, Nebensächliches bekommt Kredit, wird zum Gleichnis. „Lebendige Gemeinde“ erkennt man nicht am Veranstaltungsprogramm im Schaukasten, sondern an ihrer sperrigen, vielsagenden Gleichnisfähigkeit, die über sich selbst hinausweist: „So und nur so ist die Gemeinde Deuterin der Not und Verkünderin der Hoffnung“ (Berneuchener Buch).

Wegen dieser Symbolhaftigkeit und Gleichnisfähigkeit gibt es in der Bibel auch keine Feststellungen von Gemeinde, wohl aber verschiedene dynamische Bilder:

- Gemeinde als wanderndes Gottesvolk (Hebräer 13)
- Gemeinde als Salz und Licht (Matthäus 5,13ff)
- Gemeinde als Emmausgang (Lukas 24,13-33)
- Gemeinde als lebendiger Organismus (1 Korinther 12)
- Gemeinde als Bau - mit *lebendigen* Steinen (1 Petrus 2,5)

Gemeinde definiert sich nicht durch Ort, Milieu, Etikett oder Jargon, sondern durch eine Beziehungsqualität. Bei diesem Stichwort ist nicht an sozialromantische Humanolatrie zu denken, sondern eher voller Herzklopfen an ein „Rock My Soul“¹⁴. Diese unetikettierte, durchaus übersehbare soziale Qualität kann provokant und evident Gleichnis werden für den „Morgenglanz der Ewigkeit“.

Gleichnisse sind komplexe Bilder göttlicher Schwangerschaft. Bildung ist Arbeit an der eigenen Gleichnisfähigkeit.

„Ich setze mich ins Bild“ heißt

- das eigene Bild zu verantworten, das ich abgebe
- das Bild zu verantworten, das ich mir vom anderen und von der Welt mache.

„Was will ich darstellen?“ „Wofür will ich stehen?“ lauten die elementaren Bildungsfragen. Wozu neige ich? Wofür zeige ich eine Schwäche? Für viele ist Bildung das Projekt, keine Schwäche mehr zeigen zu müssen. Es gibt Menschen, die nur eine Schwäche fürs Starke haben. Es gibt Menschen, die sich stark machen für Schwache (die ihre Stärke aus der Schwäche der anderen ziehen). Jesus von Nazareth hat eine Schwäche fürs Schwache gezeigt. Was soll das für ein christliches Bildungsprogramm sein?¹⁵

2. Gemeindepädagogische Folgen

Folgen für das *Arbeitsgebiet* von GemeindepädagogInnen

¹⁴ Vgl. dazu B. Beuscher, Rock My Soul. Von der Kraft der Seelsorge, Göttingen 2010.

¹⁵ Zum Thema Bildung siehe ausführlich Teil II.

Im Leitbild der EFH R-W-L heißt es direkt als erster Abschnitt:

„Die EFH hat einen konstitutiven Bezug zu den Arbeitsfeldern helfender Berufe im Sozial-, Bildungs- und Pflegewesen, insbesondere zu solchen in der Trägerschaft von Kirche und Diakonie.“ Nun liegt alles (das Evangelium) daran, dass dieses „Insbesondere“ nicht in einem exklusiven Selbstversorgungssinn verstanden wird, sondern qualifikatorisch-diakonisch als Behauptung: in Einrichtungen kirchlicher Trägerschaft gibt es gute und breite Ausbildung und Berufspraxis zum Nutzen für die ganze Welt. „Die Interessen der Institution Kirche und die Optimierung kirchlicher Strukturen und des vorhandenen ‚kirchlichen Betriebes‘ stehen nicht im Vordergrund gemeindepädagogischer Überlegungen“ (Ludwig Metzger). Sondern das Arbeitsgebiet von GemeindepädagogInnen ist „mitten in der Lebenswelt“, wie das Thema des Ersten Gemeindepädagogischen Symposiums 1992 lautete.

GemeindepädagogInnen stehen mit beiden Beinen in der Welt und nehmen dort ein theologisches Mandat wahr. GemeindepädagogInnen generieren Theologie. Sie sind keineswegs „Schmalspurtheologen“ (ein Begriff aus der Modelleisenbahnwelt), sondern „Realwelttheologen“. Ihr Arbeitsgebiet ist in allen Einsatzorten „outside“ auf der Straße oder „inside“ im Gemeindehaus die menschliche Grenzsituation. Gemeindepädagogen und Gemeindepädagoginnen sind Grenzgänger und Übersetzer und als solche Gleichnis und Symbol mit Provokations- und Evidenzpotenzial. Grenzgänger, Übersetzer sind verwechselbar und verwundbar. Es ist in letzter Zeit viel vom „Kern“ die Rede: GemeindepädagogInnen seien „im Kern der Gemeindegemeinschaft tätig“. Wo ist der Kern der christlichen Gemeinde? Die „Kerngemeinde“ ist nicht bei den „alten Hasen“, sondern da, wo Christus ist. Ihre Klientel ist nebenbei auch die schöne Schale und der harte Kern der „treuen Altvorderen“ samt liebgewordener Gewohnheiten und Stammplätze, vertrauter Gerüche und Klänge und eingefleischter Gesten, aber immer wieder und vor allem „eine fast gestaltlose Gruppe von Menschen, von profanen Menschen, ohne sakramentale Qualität“ (P. Tillich). Rolf Bick hatte bei einer Ringvorlesung der EFH Darmstadt gemahnt: „Gemeindepädagogen haben nicht deshalb an einer Fachhochschule für das Sozialwesen studiert und mit Sozialarbeitern zusammen die sozialen Nöte der kleinen Leute reflektiert, um ihnen anschließend den Rücken zu kehren und in der Bürgerlichkeit unserer Kirchengemeinden aufzugehen.“¹⁶ Sondern GemeindepädagogInnen sind als Grenzgänger und Übersetzer ExpertInnen für die religiöse Relevanz profaner Alltagsphänomene. Sie haben einen Blick für den Mehrwert, der in profanen Begeisterungen schlummert und können damit professionell umgehen.

Kirche ist nicht für Kirche da. Kirche ist mehr als „gemeinwesenoffen“. Gemeindepädagogen als Sozialarbeiter mit theologischem Horizont arbeiten nicht für „Members Only“, sondern aus dem „Basislager“ einer christlichen Ortsgemeinde und eines Pfarrbezirkes heraus für die Wohnortgemeinde, die kommunale Nachbarschaft, das Gemeinwesen, die Zivilgesellschaft.

Die Kirchen und ihre Sozialholdings geben über 1,2 Millionen Menschen Arbeit. Sie sind nach Bund, Ländern und Kommunen der größte Arbeitgeber in Deutschland. Die Chance der großen Kirchen liegt darin, dass sie mit einem flächendeckenden Netz von über 16.000 Gemeinden im sozialen Nahraum der Menschen präsent sind. Der große Immobilienbesitz und die hohen Kirchtürme dürfen jedoch nicht vergessen lassen, dass das Arbeitsgebiet von GemeindepädagogInnen nicht ein Ort oder Milieu ist, sondern die Welt – an allen Orten die Beziehungswelt (mit ihren Grenzgängen).

Folgen für die *Aufgabenbeschreibung* für GemeindepädagogInnen

¹⁶ R. Bick, Erfahrungen eines Gemeindepädagogen, Chancen und Perspektiven, in: Gemeindepädagogik im Widerstreit (Ringvorlesung der EFH Darmstadt SS 1989), hg. V. F. Barth, Darmstadt 1989, 92, 102.

Der bereits 1970 von der Fachhochschulkommission der EKD geforderte „andere Typ von Theologe“ und der 1972 vom Rat der EKD geforderte „praxisorientiert ausgebildete Fachhochschultheologe“ ist die Gemeindepädagogin. Sie hat diakonische Theologie studiert und ist als eine Art „hauptberuflicher Bildungskirchmeister“ als Bildungsmanager unterwegs.

Die gesellschaftspolitische (und wirtschaftspolitische!) Relevanz dieses Dienstes lässt sich anhand des Multiples „Verbundenes Messer“ von Joseph Beuys plausibel machen: Als Beuys sich in den Finger schnitt, umwickelte er statt des Fingers das Messer mit Verbandszeug. Den Finger zu umwickeln ist unökonomisch. Sicher: Erste Hilfe muss sein. Gemeindepädagogik versteht sich aber nicht als ständige Erste Hilfe oder Symptombdoktorei.

Eine entsprechende Gemeindepädagogik steht für die professionelle, konzeptionelle und konzertierte Organisation von Arbeitsprozessen, in die Staat, Kirchengemeinden und Kirchenkreise investieren, um innerhalb und außerhalb von Gemeinderäumen Bildung mit theologischem Horizont zu fördern. Oftmals qualifiziert durch einen Doppelbachelor (BA Gemeindepädagogik und Diakonie, BA Soziale Arbeit) tragen hauptamtliche Gemeindepädagoginnen und Gemeindepädagogen dazu bei, Bildungsgelegenheiten zu schaffen und zu pflegen, die den Herausforderungen und Chancen eines flächendeckenden Netzes von gut 16 Tausend Kirchengemeinden im sozialen Nahraum der Menschen in Deutschland künftig gerecht werden – von der vertrauten Insiderkleingruppe bis zu Kooperationen mit kommunalen Einrichtungen in der Nachbarschaft. Es ist nicht nur finanziell sinnvoll, die einzelnen Bildungsangebote von christlichen und kommunalen Gemeinden vor Ort abzustimmen und sich für Projekte und Schwerpunkte zusammenzuschließen. Dazu bedarf es professioneller Koordination.

Das Leben ist kein Ponyhof. Menschen fähig zu machen, ihre Existenz zu verantworten: das ist vornehmstes Bildungsziel sozialer Arbeit. Die menschliche Existenz ist eine hinfällige, sterbliche, kontingente. „Endlichkeit muss man lernen“ (N. Bolz). Die Wirklichkeit komplexer sozialer Problem- und Notlagen birgt einen immensen Anspruch an Kontingenzbewältigung. Wie bildungsfern muss man sein, um Seelenfrieden „durch Glücksübungen exotischer Art ergrapschen zu wollen?“ (Jörg Schenuit) Erfahrungen mit Leid und Sterben, Krankheit, Trennung, Versagen, Schuld und Unrecht sind das tägliche Brot der vielfältigen Berufsfelder Sozialer Arbeit. Dies nicht zu tabuisieren, sondern darauf professionell zu reagieren bedarf es elementarer theologischer Bildung. Das ist der Beruf von Gemeindepädagogen.

Folgen für die Bezahlung von GemeindepädagogInnen:

Um so schwieriger die Wirtschaftslage, desto höher die Anforderungen an das Gemeinwesen. Existenzängste fördern Neid, Missgunst, Bunker- und Ellenbogenmentalität. Die Fähigkeit zu kritischer Wert-Schätzung, zu Mut, Dankbarkeit und Verantwortung ist bares Geld wert. Dass kirchlich verantwortete, steuergeldfinanzierte, professionelle theologische Bildung auch in kommunalen Einrichtungen ein Mandat bekommt, zahlt sich gerade in wirtschaftlich schweren Zeiten unmittelbar und nachhaltig aus.

Ein guter Gemeindepädagoge muss rechnen können (vor allem vorrechnen). Statt „gerecht“ dafür zu sorgen, dass es allen Beteiligten gleich schlecht geht, muss das Unternehmen Kirche bei knapper werdenden Geldern in Bildung investieren, d.h. Gemeindepädagogen einstellen. Gemeindepädagogen als Bildungsmanager mit theologischem Horizont rechnen sich, und Pfarrer werden entlastet.

3. Folgen für das Verhältnis von Sozialer Arbeit und Theologie

Auf Grund ihres blindes Fleckes verlieren binnenkirchlich fixierte Ansätze den Überblick und bekommen (zu Recht) Angst um ihre Existenzberechtigung. Dann werden Kurzschlüsse gezogen. So heißt es in der aktuellen EKD-Denkschrift „Kirche und Bildung“: „Angesichts finanzieller Entscheidungszwänge treffen Kürzungen und Einsparungen an erster Stelle solche Angebote, deren Verbindung zur Kirche nicht genügend deutlich erkennbar ist.“ Als hinge „evangelische Identität“ an den Vorteilen einer Clubmitgliedschaft. Was für ein Denkfehler, staatlich refinanzierte und kirchlich durchgeführte Arbeit dadurch gesellschaftlich plausibel machen zu wollen, indem man demonstriert, wie nützlich sie für Kirchenmitglieder ist.

„In ihrer Diakonie vollzieht die Kirche eine Öffnung zur Welt. Das kommt bereits in der Art der rechtlichen Verfasstheit von Diakonie und Caritas zum Ausdruck, durch die sie gleichzeitig als Teil der Kirche und als freier Wohlfahrtsverband gewissermaßen zwischen der institutionalisierten Kirche und der Welt tätig sind. Dieses Sich-Öffnen für die Welt als Vollzug des Glaubens kämpft mit der Angst, sich selbst und Gott dabei zu verlieren.“¹⁷ Diese Angefochtenheit ist psychologisch verständlich, aber es ist im Lichte des Evangeliums ein Irrtum, das Engagement der Kirche im staatlich geförderten Bereich nur unter dem Aspekt zu beurteilen, ob sich ein Bildungsangebot zumindest mehrheitlich an Angehörige der Kirche richtet. Kirchliche Bildungsangebote sind grundsätzlich, dem Öffentlichkeitsanspruch des Evangeliums folgend, für alle offen. Dem widerspricht meines Erachtens wiederum überhaupt nicht, dass bei Platzmangel in einem evangelischen Kindergarten Kirchensteuerzahler Vorrecht haben. Es gilt, zwischen den Vorteilen einer Premiummitgliedschaft und dem zarten Proprium des Christlichen zu unterscheiden.

Ebenso gilt es zu unterscheiden zwischen einer Spitzenausbildung und dem zarten Proprium des Christlichen. Der Staat bezahlt für gute, umfassende Soziale Arbeit, und von einer evangelischen Hochschule mit einem Fachbereich Gemeindepädagogik und Diakonie bekommt er breiter qualifizierte Kräfte als von Fachhochschulen ohne theologischen Horizont. Ich will damit nicht sagen, dass entsprechende Kompetenzen nicht ohne theologisches Zusatzstudium denkbar sind. Wunder gibt es immer wieder! Aber ich behaupte, dass sich die Wahrscheinlichkeit dafür mit zusätzlichem Studium signifikant und für die Klientel spürbar erhöht.

Als Dozent an einer evangelischen Fachhochschule kann man interessante Erfahrungen mit dieser Profil- und Propriumsfrage machen, die auf einer Vermischung theologischer Aspekte und Marketingaspekte beruhen. Wann immer die Sprache auch nur in die Nähe der Frage kommt, worin sich christliche Träger denn von Trägern freier Wohlfahrtspflege unterscheiden könnten, finden sich schnell Stimmen, die vehement die Position vertreten, christliche Unternehmen seien nicht besser als andere. Wenn das kein Profil ist: am besten darin zu sein, auf keinen Fall besser zu sein als die anderen. „Wollen Sie etwa behaupten, dass andere nicht genau so gut Dienst leisten können wie christliche Träger?“ werde ich angegangen. Antwort: Andere machen es womöglich noch besser!

Ein aufgeweckter, engagierter Kommilitone beschwor kürzlich im Foyerseminarnachgespräch das „klare Proprium christlicher Sozialer Arbeit“, was sicher bald von mir im Seminar dargelegt würde. Er kann sich damit meiner ganzen Sympathie sicher sein. Und ich werde ihn vorsichtig ent-täuschen müssen. Ich war ca. dreizehn Jahre alt, als mir der Unterschied zwischen einer bierseeligen Pauschalmenschenfreundlichkeit („Humanolatrie“, s.o.) und der

¹⁷ A. Hollweg, Diakonie und Caritas, in: *Praktische Theologie Heute*, hg. v. F. Klostermann, R. Zerfaß, München 1974, 506.

herben, teuren und individuellen Menschenfreundlichkeit Jesu Christi einsichtig wurde. Für einige Jahre trug ich dann diese Unterscheidungsklarheit begeistert vor mir her. Als selbsterklärender Dauerkommentar trug ich Sticker, Sprüche-T-Shirts und pflegte Floskeln, um Klarheit des Propriums sicher zu stellen und mich unverwechselbar zu machen. Irgendwann dämmerte mir dann jedoch, dass das Proprium des Christlichen in dieser Welt um Gottes Willen durch eine ganz bestimmte Unklarheit qualifiziert sein muss. Wunderbar, als kürzlich bei einer Studentin „der Groschen fiel“, als sie im Seminar ausrief: „Das Proprium kann nicht Proprium sein!“ Genau darum geht es. Klar: wir wären (um unseretwillen) so gerne Garanten göttlicher Evidenz. Durch Dauerlippenbekenntnisse und stolzlose gute Taten wollen wir *überzeugen*, wovon angefochten zu zeugen wir berufen wären. Bezeugen, Bekennen heißt: im Verwechselbaren Deutungsverantwortung übernehmen und Verkenning und Verachtung leiden können. Kein Domschatz, kein Bischofsgewand, kein Weihrauch, kein Griff in die klerikale Requisitenkiste und kein frommes Beteuern kann Ersatz sein für den je und je zu verantwortenden konfessorischen Akt, wem im Leben und im Sterben Kredit gegeben werden soll.

Im Gleichnis vom Samariter (vgl. Lukas 10, 25-37) lässt die christliche Tradition *selbst* all diejenigen ins Schleudern kommen, die profilrunderneuert unterwegs sind. Das Gleichnis macht unmissverständlich deutlich, dass die Frage nach dem Proprium des Christlichen in der sozialen Arbeit gar nicht in dem Sinne gestellt werden kann, dass der Christ durch sichtbare Unterscheidungsmerkmale gegenüber anderen seiner eigenen Frömmigkeit und Gotteszugehörigkeit gewiss wird, sondern vielmehr so, dass er Verwechselbarkeit erträgt, indem er sich an den Nächsten vergisst.

„Die Konkurrenz schläft nicht! Der Samariter hat’s besser gemacht!“ Wie kam er bloß dazu? Wir wissen es nicht. Wir wissen auch nichts über Volkszugehörigkeit und Religion des Opfers, von dem in der Geschichte die Rede ist. „Ein Mensch“, „halbtot“ – das sind die Informationen. Allerdings war den zeitgenössischen Zuhörern damals klar, warum der Schriftgelehrte und der Levit nicht halfen. Waren sie einfach böse, gleichgültig, vielleicht selber ängstlich? Nein, das Motiv ihrer unterlassenen Hilfeleistung war das Proprium ihrer Religion. Dem Schriftgelehrten und dem Levit verboten Vorschriften der Tora die Berührung eines Toten. Entweiht und verunreinigt hätten sie am Ziel keine rituellen Handlungen ausüben dürfen. Das Proprium kümmert sich mehr um die Versicherung der eigenen konfessionellen Identität als um den Nächsten.

Die Versuchsfrage des Schriftgelehrten, auf die Jesus mit diesem Gleichnis systemisch-didaktisch geschickt reagierte, ist also gerade die Frage nach dem Proprium, die auch heute wieder vermehrt bemüht wird. Das sollte zu denken geben: Der Schriftgelehrte und der Levit verpassen um des Propriums ihrer Religion Willen Gott. Es ist darum meines Erachtens ein Missverständnis, was Nikolaus Schneider an diesem Ort in seinem Vortrag zum 200. Geburtstag Johann Hinrich Wicherns sagte: „Eine Diakonie, die nicht mehr als Kirche Jesu Christi erkennbar ist, ist auch nicht mehr Diakonie.“¹⁸ Als Marketingansage ist das okay. Es darf nur nicht als geistlicher Bescheid verstanden werden. Es muss zwischen notwendigem Firmenschild und Marketing (wo alle „exklusiv“ behaupten müssen, die süßesten Kirschen zu haben) und theonomer Inklusion christlicher Theologie unterschieden werden. Nicht am Geschrei und am Etikett, sondern an der Lebensbekömmlichkeit der Früchte wird es sich zeigen. Bis dahin geht es darum, Kredit zu verantworten. Es kommt hier und jetzt darauf an, wem wir (nach welchen Kriterien) Kredit geben, - so würde ich Martyria alias Lebenszeugnis

¹⁸ N. Schneider, „Lasst euer Licht leuchten vor den Menschen!“ Zum Auftrag von Kirche und Diakonie in unserer Gesellschaft, in: Th. K. Kuhn u. G. K. Schäfer (Hg), Zwischen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit. Diakonie vor den Herausforderungen des 21. Jahrhunderts, Bochum 2009, 49.

buchstabieren. Und *keine* soziale Arbeit kann sich dieser Verantwortung entziehen. Das ist auch eine Sache von Scharfsinnigkeit. Der Fachbereich Gemeindepädagogik und Diakonie dient der wissenschaftlichen Vermittlung von Sozialer Arbeit und Theologie. Es geht hier nicht darum, sich zum Christentum zu bekehren, sondern darum, nicht einfach an einer Stelle mit dem Denken aufzuhören und unprofessionell zu werden. Meines Erachtens hören Atheisten oder Andersgläubige zu früh auf zu *denken*. Diese Ansicht muss überhaupt nicht geteilt werden, aber sie markiert den Diskussionsrahmen. Soll denn das Fach Theologie dafür büßen, dass das Leben kein Ponyhof ist? Schließlich hat selbst der Wissenschaftsrat (in seinen Empfehlungen zur Weiterentwicklung von Theologien an Hochschulen im Februar 2010) festgestellt, dass Leben Religion enthält.¹⁹

Ich schätze das Verhältnis so ein: Soziale Arbeit ohne Theologie ist suboptimal. Theologie ohne Soziale Arbeit geht gar nicht. Sozialarbeit ist nur sinnvoll als „Social Entrepreneurship“. „Unternehmungslust“ ist der gesunde Geist, der den Versuchungen zu selbstgenügsamem Sozialpopulismus und den vielfachen Abhängigkeitsfallen sozialer Arbeit vorbeugt. Der Gemeindepädagoge ist als „Educational Entrepreneur“ Subunternehmer des Social Entrepreneurs.

Dank vielfacher Polyvalenzen von Lehrmodulen ist der Bachelorabsolvent in Gemeindepädagogik und Diakonie zwar ausgerüstet mit einer soliden Grundausstattung. Aber er/sie ist gut beraten, *innerhalb* eines begrenzten Rahmens *in* kirchengemeindlichen Kontexten zu bleiben. Will er/sie innerhalb der Kirchenmauern mehr oder sogar über diese hinaus, ist dringend der Doppelbachelor zu empfehlen.

Der Bachelorabsolvent in Sozialer Arbeit ist schon sehr gut gerüstet. Aber es bedarf meines Erachtens gar keiner Phrasen von der „pluraler gewordenen Welt“ und „Optionsgesellschaft“, um theologische Kompetenz plausibel erscheinen zu lassen. Dazu reicht nach wie vor das ganz normale Leben. Die Wirklichkeit komplexer sozialer Problem- und Notlagen birgt einen immensen Anspruch an Kontingenzbewältigung. Erfahrungen mit Leid und Sterben, Krankheit, Trennung, Versagen, Schuld und Unrecht sind das tägliche Brot Sozialer Arbeit. „Das macht doch alles keinen Sinn“, „Es muss doch etwas Höheres geben“, „Mit dem Tod ist alles aus – basta“, „Worauf kann man sich denn noch verlassen?“, „Ist alles Zufall?“ und „Der einzige, der zu mir hält, ist mein Hund“ lautet der O-Ton, auf den professionell zu reagieren es theologischer Bildung und (Selbst)Aufklärung bedarf. Der Bachelorabsolvent in Sozialer Arbeit ohne theologische Zusatzausbildung ist gut beraten, hier zurückhaltend zu sein. Dann blieben jedoch diese authentischen Äußerungen ungenutztes Material.

SozialarbeiterInnen und GemeindepädagogInnen mit Doppelbachelor können jedoch damit professionell umgehen. Sie können außerhalb und innerhalb von Kirchenmauern nicht nur präsentieren, moderieren, leiten, fordern, fördern, intervenieren, Rechtsberatung und – beistand geben, sondern auch menschliche Grenzsituationen erfassen, ihnen situations- und klientelangemessenen Ausdruck und Gestalt geben, bei entsprechendem Mandat sogar ein Gebet formulieren, biblische Geschichten zitieren, erzählen und immer wieder und andauernd „übersetzen“.

Es gilt, sich von lieb gewordenen Ressentiments zu verabschieden. Die vielstrapazierte Rede vom Dialog zwischen den Disziplinen ist wissenschaftlich nicht hinreichend: es geht nicht um ein Gespräch, sondern hier wie dort um Forschung oder Nicht-Forschung. Ebenso absurd, wie eine theologische Arroganz, über soziologische, psychologische oder pädagogische

¹⁹ Wenngleich er leider diese Erkenntnis noch immer im alten Trott nicht *als* wissenschaftliche Erkenntnis, sondern nur *im Gegensatz* zu einer „rein wissenschaftsförmigen Selbstdeutung des erkennenden Menschen“ zu verstehen vermag; siehe dazu Teil II.

Wissenschaft erhaben zu sein, wäre die Ignoranz, Theologie als Privatvergnügen zu diskreditieren. Es ist nicht einzusehen, warum nicht gute Ausbildung noch vertieft und ergänzt werden kann. Anlässlich der Eröffnung eines Institutes für berufsorientierte Religionspädagogik sagte der Vorsitzende einer Industrie- und Handelskammer, er begrüße und unterstütze ausdrücklich religiöse Elementarbildung im Kontext beruflicher Ausbildung, aber es sei eigentlich nicht einzusehen, warum nicht auch alle Studenten fächerübergreifend religiöse Elementarbildung erlangen müssten. Recht hat er! Der dazu erfolgte Zwischenapplaus vermochte die Verlegenheit bei den universitären Veranstaltern nicht ganz zu überdecken. Wie sieht es aus an unserer EFH mit einem entsprechenden Basismodul? In den Fachbereichen Heilpädagogik, Elementarpädagogik und Soziale Arbeit erhalten die Studierenden eine gute Ausbildung im Blick auf soziologische, psychologische, pädagogische, organisatorische und rechtliche Aspekte. Es ist nun nicht so, dass der Fachbereich Gemeindepädagogik und Diakonie sich der Tatsache verdankt, als Alibiindex für die kirchlichen Träger zu fungieren (zu solchen abwegigen Gedanken könnte allerdings der unübersehbare Umstand verführen, dass es sich hier nur noch um einen Betrieb an der untersten Grenze des Existenzminimums handelt.) Sondern der Fachbereich Gemeindepädagogik und Diakonie leistet im Verbund mit anderen Wissenschaften eine theologische Aufklärung, Vertiefung und Ergänzung und sorgt damit für das Alleinstellungsmerkmal einer breiteren Qualifikation auf den kirchlichen *und* kommunalen Märkten Sozialer Arbeit.

Gemeindepädagogik ist kein Mauerblümchen, nicht Orchidee, nicht „blaue Blume“, nicht Unkraut, sondern Vergissmeinnicht Gottes, - ein sich selbst in die Welt aussäehendes Halbschattengewächs.

4. Früchte (Learning Outcome)

Beispiel 1: Im Kindergarten

„Wo war ich, als ich in Mamas Bauch war?“ „Warum kann ich Gott nicht sehen?“ „Warum kommt der Weihnachtsmann nur zu deutschen Kindern?“ So fragen Kinder nicht nur in konfessionellen, sondern auch in kommunalen Kindergärten. In NRW läuft unter der Leitung zweier Kindergarten-Fachberaterinnen in Kooperation mit dem Pädagogischen Institut der Evangelischen Kirche von Westfalen das Pilotprojekt „Religiöse Bildung in städtischen Tageseinrichtungen für Kinder“. Insgesamt elf städtische Tageseinrichtungen nehmen an dem Projekt teil. Von Paul Watzlawick stammt der Satz: „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass ein großer Teil des Sozialisierungsprozesses eines Kindes darin liegt, ihm beizubringen, was es nicht sehen, nicht hören, denken fühlen oder sagen darf“. Darum ist es vorbildlich, dass kommunale Träger im Blick auf eine zentrale Lebensdimension nicht einfach mit dem Denken aufhören, (für Kinder sehr beredt) schweigen und tabuisieren, sondern auch mit existenziellen Letztfragen und den damit verbundenen Fragmenten verschiedener religiöser Praktiken professionell verantwortlich umgehen wollen.

Der britische Atheistensprecher Richard Dawkins bezeichnete es als „mentalen Kindesmissbrauch“, wenn Kinder in Fragen von Religion und Glauben eingeführt werden. Wie verblendet muss man sein, um solche Dummheiten zu sagen?

Kinder haben ein Recht auf Religion. Glauben bleibt unabhängig von zivilreligiösen Trends ein zivilgesellschaftliches Thema. Niemand entkommt dem Glauben. Wer nicht glaubt, glaubt auch: Atheismus ist Glaube an den Unglauben. Atheisten können die Antworten des Glaubens negieren, aber nicht die Fragen. Darum blieb die Verfassung klug und weise dabei:

- „Ehrfurcht vor Gott, Achtung vor der Würde des Menschen und Bereitschaft zum sozialen Handeln zu wecken ist vornehmstes Ziel der Erziehung“ (Artikel 7)

- „In Gemeinschaftsschulen werden Kinder verschiedener Religionszugehörigkeit auf der Grundlage christlicher Bildungs- und Kulturwerte erzogen und unterrichtet“ (Artikel 12)

Kinder zu erziehen ist eine besonders verantwortungsvolle Aufgabe unserer Gesellschaft. Dabei kommt es darauf an, ein bestmöglichstes äußerliches und soziales Umfeld zu schaffen, in dem Körper, Seele und Intellekt der Kinder gefordert und gefördert werden. Kinder auf dem Weg der Entdeckung dieser Welt zu begleiten, ihnen hierfür neben dem Elternhaus grundlegende Fähigkeiten an die Hand zu geben, ist ein ganzheitliches Geschehen, das die menschlichste aller Fragen, die Schicksalsfrage, die Frage aller Fragen, die Frage nach dem Woher, Warum und Wohin, nicht ausblenden darf.

Erziehung geschieht nie weltanschaulich neutral und ohne Religion. Vielmehr bringt die Unterschlagung der religiösen Dimension in der Kindheit die Gefahr einer verdeckten, uneingestanden Beeinflussung mit sich. Eine Erziehung unter Tabuisierung von Fragen und Letztfragen und Hinterfragen macht den Körper unsicher, die Seele arm und beleidigt den Intellekt.

Kinder brauchen „Stoff“, an dem sie sich abarbeiten und stark werden können. Und sie brauchen Personen, die ihnen entsprechend gegenüber treten. Das gilt auch und vor allem für die elementaren Fragen unseres vergänglichen Lebens. Die über Jahrtausende geschliffenen Traditionen des christlichen Glaubens sind dazu laut Verfassung sehr gut geeignet, vor allem darum, weil sie zum Indoktrinieren völlig ungeeignet sind.

Das unverschämte Fragen der Kinder eröffnet der Gesellschaft mit jeder Generation neu die Bildungschance, sich „erwachsen“ der Kontingenz des Lebens zu stellen. Es geht um das unvorstellbare Glück, die unausweichliche Schuld, die schockierende Gewalt, den plötzlichen Tod, das sinnlose Leid. Dagegen steht eine kindische Strategie des „Was ich nicht weiß macht mich nicht heiß“. Weil das beharrliche Fragen der Kinder uns peinlich an Verdrängtes erinnert, erfolgen häufig unbewusste Abwehrreflexe, meistens in Form erniedrigender, abwertender Sprüche. Diese Lektionen lernen Kinder schnell. Heute kann solches Aufverklärt-Tun Erwachsener nicht mehr den peinlichen Analphabetismus der Erwachsenen in Sachen Religion verdecken. Die professionellen Kräfte im elementaren Bildungs- und Erziehungsbereich dieses Pilotprojektes in NRW haben sich das eingestanden und sind zu entsprechender Fortbildung bereit, um den ihnen anvertrauten Menschen gerecht werden zu können.

Wer keine Ahnung von Religion hat, glaubt am Ende alles. Dass religiöse Bildung in kommunalen Einrichtungen ein Mandat bekommt, wird sich schon mittelfristig zum Nutzen der Menschen als lebensklug und befreiend erweisen, weil Tragik, Vorläufigkeit, Unerlöstheit und Hinfalligkeit der Kreatur hier in die Kalkulation mit eingeflossen sind und somit eine empfindliche Bildungsmarktlücke geschlossen ist.

Beispiel 2: Im Krankenhaus

Kann ein 28jähriger einer 40jährigen erklären, dass sie einen Hirntumor mit infauster Prognose hat?

Ihre Kolleginnen aus der Werbebranche wollen nicht, dass sie traurig ist. Sie wollen sie ablenken. Im Hospiz gucken sie Soaps mit ihr, so wie immer. Wein, Zigaretten, Zimmerparty. Die Jungens aus den Agenturen bringen Blumen. Sie kommen zu zweit, weil sie nicht mir ihr allein sein wollen. Was redet man mit einer Todgeweihten? Manche wünsche gute Besserung zum Abschied. „Komm bald wieder auf die Beine, Alte!“ Sind Ärzte hier anders? Man kann davon ausgehen, dass die jungen Assistenzärztinnen und -ärzte heute zu Berufsbeginn in ihrem bisherigen Leben überwiegend „gebüffelt“ haben. Die Büffel-Lebensphase wird dann durch eine Worcoholic-Lebensphase abgelöst. Die von der Kindheit

an weit offenen Bildungsfenster für Lebens-Erfahrungen und Menschenkenntnis sind dann auf kleine, wasserdichte Bullaugen geschrumpft.

Ein Arzt muss unter Zeitnot und mit der permanenten Aussicht auf Klagen, in denen sich zur Freude der Anwälte die Unsicherheit der Patienten hilflos Ausdruck verschafft, ständig sehr viele und nicht nur medizinisch äußerst komplexe und vieldimensionale Entscheidungen treffen. Eingedenk dieser Umstände ist es fatal, dass Medizinern oft ein Bildungsniveau zugeschrieben wird, das sie in der Regel gar nicht haben. Im Klinikalltag schlägt sich das darin nieder, dass auch weit über das, was in unserer Macht steht hinaus, grundsätzlich immer alles gemacht wird.

Dass bei Medizinern ein gravierendes Bildungsdefizit besteht, wird symptomatisch daran deutlich, dass vielen die für diese Profession elementare Fähigkeit zum aktiven Zuhören fehlt. Im „Deutschen Ärzteblatt“ bat eine Patientin, die eine Stunde nackt auf einer Liege auf ihre Chefarztuntersuchung warten musste und dann mit einem 30-Sekunden-Gespräch abgefertigt wurde, um die „Würde eines Schnitzels“. Wie soll man Medizin-Studierenden Empathie beibringen?

Dass die Qualität der Kommunikation mit Verwaltung, Kollegen, Pflegepersonal, Patienten und Angehörigen im Gesundheitswesen so miserabel und unprofessionell ist, ist eine Frage der (Aus)Bildung. Ein Mediziner hat bis zum seinem Facharzt sechs Jahre studiert und sechs Jahre Facharztausbildung absolviert. Ist es zu viel verlangt oder Luxus, im Rahmen dieser Ausbildung einmal einen Crash-Kurs zur theologischen Horizonterweiterung und Selbstreflexion besuchen zu haben? Die Ludwig Maximilians Universität München hat in Kooperation mit der Harvard Medical School Kursmodule zur Arzt-Patienten-Kommunikation und zu psychosozialen und spirituellen Grundlagen der Palliativmedizin entwickelt. Es handelt sich um Pflichtfächer mit Prüfungen im klinischen Studienabschnitt. Die Lehre im letztgenannten Modul übernehmen Pflegekräfte, Sozialarbeiter, Psychotherapeuten und Seelsorger. Ziel der Seminare sind nicht primär die Wissensvermittlung, sondern die Förderung von Handlungskompetenz und Haltungsprägnanz. Aus der Didaktikforschung ist bekannt, dass der Erwerb von Wissen die kürzeste, der von Haltung die längste Halbwertszeit besitzt. Die Veranstaltungen wurden bisher von den Studierenden sehr positiv evaluiert. Im Gegensatz zur Wissenschaftsgläubigkeit des Universitätsklinikums Heidelberg, die auf ihrer Homepage nicht weniger als „Heilung durch Wissenschaft“ verspricht, könnte dies zu einer Haltung führen, die dem Leben angemessener ist und die mit dem Wahlspruch Sigmund Freuds lautet: „Ich versorge seine Wunden, Gott heilt ihn.“